



Mensch, Fuchs!

Wenige Tiere sind so sehr Teil unserer Kultur und zugleich doch wild geblieben wie der Rotfuchs. Die Geschichte vom Förster Echle und der Füchsin Sophie zeigt, wie Tiere uns rühren – und wie wir uns ihnen respektvoll nähern können, ohne sie zu idealisieren.

FOTOS: KLAUS ECHLE / TEXT: MARTIN RASPER



Vorige Seite: Neugierig, aber zutraulich lugt die Füchsin über einen Felsen. Einen Fremden hätte sie nicht so nahe herangelassen.

1/ Hohle Bäume dienen als Versteck, als Schlafplatz, Spielgerät – oder zum Futtersuchen.

2/ Einmal schlief Sophie in Gegenwart des Fotografen ein – der größte Vertrauensbeweis, den ein Wildtier machen kann.

3/ Die Füchsin tat Klaus Echle den Gefallen, nicht nur in der Dämmerung aktiv zu sein, sondern auch bei bestem Fotolicht.

4/ Füchse haben einen ausgezeichneten Geruchssinn. Nach dem Regen gibt es am Waldboden besonders viel zu entdecken.







Vorige Seite: Im „Buchenmuseum“, einem Teil des Forstreviers Günterstal bei Freiburg, entsteht ein Hauch von Urwald.

1/ Der Mensch hat den Spaß, der Fuchs die Leckerei: Mayonnaise, den die befreundete Jägerin Anna sich auf die Nase gekleckst hatte.

2/ In ihrem Element: Die Füchsin schnürt durch den frisch gefallenen Schnee.



FUCHS UND MENSCH

Der Rotfuchs (*Vulpes vulpes*) ist die einzige bei uns heimische Fuchsart. Obwohl eher mit dem Hund verwandt, weil mit diesem zur Familie *Canidae* gehörig, ähnelt sein Verhalten und seine Anmutung in mancher Hinsicht eher den Katzen, wohl aufgrund von Gemeinsamkeiten in der Lebensweise. Die anderen Fuchsarten sind eher in Steppengebieten heimisch; aber alle Füchse können sich an verschiedene Lebensräume anpassen. Füchse sind vielseitig; sie jagen Tiere bis zur Größe von kleinen Rehen, fressen aber auch Aas und Früchte. Rotfüchse können ausdauernd laufen, bis 1,80 Meter hoch springen, leidlich schwimmen und sogar ein bisschen klettern. Ähnlich dem Waschbären, der auch ein Generalist ist, kommen sie im Wald gleichermaßen zurecht wie in den Siedlungen des Menschen.

Bevor es dunkel wird, zeig' ich Ihnen noch unseren Rendezvous-Platz“, sagt Klaus Echle und gibt dem schlammbespritzten Suzuki die Sporen. Über Serpentinaugen zügig bergauf, mitten durch den Wald, die Laubbäume schon kahl, die Forststraße dicht bedeckt mit tückisch nassen Blättern und obendrein zu beiden Seiten abschüssig, aber ich vertraue darauf, dass Echle und der Allradantrieb den Geländewagen schon in der Spur halten werden.

Dann sind wir da. Eine 180-Grad-Kurve um einen Vorsprung am Berg herum, einige Holzstapel, der Weg an der Stelle etwas breiter, sodass man parken kann, ohne die Waldarbeiter zu behindern. „Wenn ich hier ankam“, erzählt er, „stand sie oft schon da, als hätte sie mich erwartet.“ Klaus Echle, 48 Jahre alt, stoppelkurze Haare, grauer Dreitagebart; grünlichgraue Augen, wacher Blick. Kein Träumer. Und doch war da diese Geschichte mit Sophie, der Füchsin, die ihn berührt hat wie wenig sonst in seinem Beruf. Eine Geschichte von Mensch und Tier, von Zivilisation und Natur und davon, wie innig sich die beiden Sphären manchmal durchdringen.

Echle leitet das Forstrevier Günterstal im Süden der Stadt Freiburg; Bergmischwald, 1000 Hektar, was viel klingt, aber nur gut drei mal drei Kilometern entspricht. Es ist ein interessantes Revier, es enthält eines der größten Arboreten Deutschlands, also eine Art Baum-Schau im freien Gelände, wo seit mehr als hundert Jahren Bäume aus anderen Ländern angepflanzt werden. Außerdem steht auch der höchste Baum Deutschlands hier, eine Douglasie, „Waldtraut vom Mühlwald“, bei der letzten Messung 63,33 Meter hoch; aber das ist eine andere Geschichte.

Sophie also, anfangs noch ohne Namen. Ein junger Fuchs, der sich im Revier herumtrieb und Anna, einer mit Echle befreundeten Forstwissenschaftlerin und Jägerin aufgefallen war; auch Echle selbst hatte ihn schon gesehen. Und dann war der Fuchs, der sich irgendwann als weibliches Tier erwies, immer öfter da. Die Füchsin ließ Anna und Echle an sich ran, aber niemanden sonst. „Wenn ich zu Fuß mit jemand anderem im Revier unterwegs war, hab ich sie nie gesehen“, erzählt Echle; „aber ich bin sicher, dass sie zumindest manchmal in der Nähe war.“

Tiere sind oft präsenter, als uns bewusst ist. Gerade in einem Wald wie hier, in Stadtnähe, wo vielfältiger Nutzungsdruck herrscht. Jogger, Mountainbiker, Naturfreunde, Waldarbeiter, Jäger, Kommunalpolitiker, jeder nimmt den Wald anders wahr. Schön soll er sein, vielfältig, irgendwie natürlich, aber nicht zu unordentlich; dazu muss er Holz liefern und Geld verdienen,

darauf kann auch eine grüne Stadtregierung nicht verzichten. Und über all diesen Nutzungsgeflechten liegen die viel älteren, komplexeren, vielfältig ineinander verwobenen Netze der Tiere und Pflanzen. Die sich mit denen des Menschen überkreuzen, räumlich, zeitlich, in Bezug auf Ursachen und Wirkungen. „Manche Leute denken, unten an der Straße hört der Wald auf, und die Stadt fängt an“, sagt Echle. „Und wenn Tiere in ihre Gärten kommen, wie Fuchs oder Marder, dann sagen sie zu mir: ‚Halten Sie mal ihre Tiere zurück!‘ Aber das sind nicht meine Tiere. Die sind wild. Wenn eine Amsel ins Cabrio scheißt, kann ich auch nichts dafür.“

Und der Fuchs ist bei uns nun mal das häufigste, am weitesten verbreitete Raubtier. Ein Wildtier, das aber die Nähe des Menschen nicht scheut. Während Wildkatze, Luchs oder Wolf erst vertrieben und dann mühsam wieder angesiedelt wurden, war der Fuchs immer da. Doch unser Verhältnis zu ihm ist extrem ambivalent. Der Fuchs fasziniert, aber er weckt auch Ängste. Niedlich sieht er aus, dabei vergisst man leicht, dass er ein Raubtier ist. Die Geschichte von Reineke, dem Trickser, war im 17. und 18. Jahrhundert ein Bestseller, noch Goethe schuf eine eigene Version, die Vorläufer reichen zurück bis ins Mittelalter. Gerade weil er so leichtfüßig zwischen Wildnis und Zivilisation pendelt, erinnert uns der Fuchs an unsere eigene Wildheit. Manchem ist auch seine Anpassungsfähigkeit unheimlich. Dass er sich so auf den Menschen einstellt und trotzdem wild bleibt. Dass er sich nicht hat ausrotten lassen. Der Fuchs ist ein Gegenüber, das sich seiner selbst sicher zu sein scheint – womit er wiederum uns manchmal verunsichert. Und die alten Ängste suchen sich immer neue Formen. Was vor zwanzig Jahren die Tollwut war, ist heute der Fuchsbandwurm. „Da ist viel Irrationales dabei“, sagt Echle. „Wenn die Gefahr so groß wäre, würde es viel mehr Krankheitsfälle geben. Denn Füchse laufen nicht nur im Wald rum, sondern auch auf Erdbeer- und Salatfeldern. Wahrscheinlich ist das Risiko, sich zu infizieren, sowieso beim eigenen Haustier am größten, bei Hund oder Katze.“

Sophie lehrte den Förster den Wald mit den Augen eines Tieres zu sehen. Hier oben zum Beispiel, oberhalb der Kurve: „Überblick ist wichtig“, sagt Echle. „Das ➤



ist strategisch ein sehr geschickter Platz. Hier sehen und hören sie jeden, der kommt; aber sie selbst werden nicht gesehen.“ Einmal, erzählt er, standen sie beide dort, als die Füchsin plötzlich weglief: „Sie hat das Auto von der Anna gehört und ist ihr entgegen, da hatte ich noch nicht das mindeste Geräusch gehört.“ Wahrscheinlich, vermutet Echle, war hier eines der Zentren ihres Streifgebiets. Füchse leben meist nicht fest in einem Bau, außer während sie die Jungen aufziehen. Ansonsten wandern sie herum und übernachten an geschützten Plätzen, etwa in Wurzeltellern von umgestürzten Bäumen.

Bald wurden die Begegnungen mit Sophie für Echle zum Höhepunkt seines Berufsalltags. „Ich war oft richtig aufgeregt, ob sie da sein würde.“ Die Füchsin begleitete ihn und ließ sich von ihm begleiten. Sie zeigte ihm eine Stelle, die er gar nicht gekannt hatte: eine winzige Quelle, verborgen unter einer Baumwurzel. Nichts Aufregendes, aber lebenswichtig für ein Tier. Sie zeigte ihm auch, wo sie ihre Beute vergrub. „Keine Ahnung, warum sie das gemacht hat. Vielleicht wollte sie einfach was von sich zeigen.“ Einmal, es regnete kräftig, suchte sie unter seinen Beinen Schutz, und einmal schlief sie sogar in seiner Gegenwart ein – der größte Vertrauensbeweis, den man von einem Wildtier bekommen kann. Immer aber bestimmte die Füchsin den Abstand; sie sagte auch, wo es langging. Manchmal war Echle mit ihr unterwegs, und sie blieb einfach stehen. „Unbekanntes Terrain. Das war ihr dann wohl zu viel.“

Zu viel sind dem Menschen umgekehrt die Füchse – pauschal gesehen. In Deutschland werden jedes Jahr mehr als eine halbe Million Füchse geschossen – jede Minute einer. Der Rotfuchs ist nicht bedroht, er hat keine Schonzeit; nur die zur Aufzucht der Jungen nötigen Alttiere genießen im Frühling einen gewissen Schutz (s. Kasten). Die Jäger sagen, sie müssten die Füchse dezimieren, damit sie nicht überhand nähmen. Manchmal werden Welpen in Fallen gefangen und dann getötet; und sind die Jungen tot, dürfen auch die Eltern geschossen werden, denn nun sind sie ja nicht mehr zur Aufzucht nötig. „Bestandsregulierung“ nennt man das. Dabei ist

gar nicht sicher, ob es so funktioniert. Viele Wildbiologen argumentieren, dass sich der Bestand an Füchsen eher durch das Nahrungsangebot und die gegenseitige Konkurrenz selbst reguliert als durch die Aktivität der Jäger. Zudem zerstören die Abschüsse den Familienverband – und könnten sogar den gegenteiligen Effekt haben: Wird nur das älteste Weibchen getötet, könnte der Rüde mit jüngeren, bis dahin unproduktiven Fähen umso mehr Nachkommen zeugen.

Zwischen Tierschützern, Politikern und Jägern ist die Schonzeit für Füchse ein hoch emotionales Dauerthema. Dabei sind Vorschriften ja immer nur die zweitbeste Lösung. Wie schön wäre es, wenn es gar nicht nötig wäre zu verbieten, dass man junge Füchse tötet, damit man ihre Eltern schießen darf – weil es sich von selbst verböte. Und weil die Natur es auf ihre Art regelte. „Ich wünsche mir für wilde Tiere in unserem Umfeld die gleiche Gelassenheit und Akzeptanz, wie die Füchsin sie uns entgegengebracht hat“, sagt Echle.

Der Nebel und die Dunkelheit saugen allmählich die letzten Farben aus dem Wald. Wie still es ist! Wer sich hier bewegen will, ohne aufzufallen, muss mit der Umgebung verschmelzen. Wäre man Fuchs, man würde jetzt losziehen. Vielleicht würde man erst mal drüben die umgestürzte Douglasie abchecken, und dann vielleicht oben auf dem Berg zu dem kleinen Moor ...

Ein halbes Jahr lang, vom Sommer bis zum Winter, ließ die Füchsin Echle an ihrem Leben teilhaben. Dann, im Dezember, war sie plötzlich weg. Vielleicht hat sie sich einem Rüden angeschlossen, vermutet Echle, oder ist von einem stärkeren Fuchs vertrieben worden. Und er selbst? War um eine Beziehung ärmer und um viele Erfahrungen reicher.

SCHONZEIT!

Füchse dürfen in Deutschland das ganze Jahr bejagt werden, mit Ausnahme der zur Aufzucht der Jungen notwendigen Tiere – was die Frage aufwirft, wie lange die Jungen die Eltern brauchen und wie sehr die Rüden sich an der Aufzucht beteiligen (zumal das Geschlecht aus der Ferne oft nicht sicher zu bestimmen ist). Studien legen nahe, dass die Rüden durchaus eine gewichtige Rolle spielen. Nicht nur deshalb fordern Tierschützer seit Langem eine Schonzeit für Füchse. Als einziges Bundesland hat das Saarland 2010 eine relativ großzügige Schonzeit von Mitte Februar bis Mitte August eingeführt; in NRW und Niedersachsen besteht Schonzeit nur für erwachsene Tiere von Anfang März bis Mitte Juni. Im Saarland hat offenbar trotz der Schonzeit die Zahl der Füchse nicht, wie von Jägern befürchtet, zugenommen.

Um einen Ausblick zu bekommen, klettern Füchse auch schon mal ein bisschen – wenn auch lange nicht so gut wie Katzen oder Waschbären.



Der Fotograf Klaus Echle ist hauptberuflich Förster und nebenberuflich Naturfotograf. Die beiden Sphären versucht er so weit wie möglich zu trennen, indem er überwiegend in anderen Gebieten fotografiert. Bei der Füchsin Sophie machte er allerdings eine Ausnahme.



Der Autor Martin Rasper fühlte sich im Freiburger Stadtwald gleich heimisch: Er ist im Vordertaunus aufgewachsen, wo der Quarzitschiefer ähnlich steile Landschaftsformen bildet wie der Schwarzwaldgneis. Nur die exotischen Bäume kannte er aus seiner Heimat nicht.